

Umstehenden. „Laßt doch sehen, ob er auch mit der Geographie so gut Bescheid weiß, wie mit der Geschichte!“

Und Alle drängen sich näher herzu, um an den Dauphin Fragen zu richten über die Lage und die Grenzen Frankreichs, über die jetzige Eintheilung des französischen Territoriums in Departements und Districte.

Der Prinz beantwortete alle diese Fragen schnell und richtig. Nach jeder seiner Antworten hestete er einen fragenden Blick auf die Königin, und wenn er in ihren Mienen las, daß seine Antwort richtig gewesen, dann glänzten seine Augen höher auf, und seine Wangen erglühten vor Freude.

„Unser Dauphin ist wirklich sehr gelehrt,“ rief einer der Deputirten. „Ich möchte wohl wissen, ob er sich auch schon mit den Künsten beschäftigt. Lieben Sie die Musik, mein kleiner Prinz?“

„Ach, Monsieur,“ sagte der Dauphin lebhaft, „wer Mama hat singen und spielen hören, der muß die Musik wohl lieben!“

„Singen Sie auch, Prinz?“

Der Dauphin hob den Blick zu seiner Mutter auf. „Maman,“ fragte er, „darf ich wohl das Gebet von heute Morgen singen?“

Marie Antoinette nickte. „Singe es, mein Sohn, denn vielleicht hat es Gott heute Morgen gehört und gnädig erfüllt.“

Der Dauphin sank auf seine Knie nieder, und die Hände faltend, das von goldenen Locken umwallte Haupt und die blauen Augen aufwärts gerichtet, sang er mit lieblicher Stimme und mit lächelndem Munde:

Ciel entends la prière
Qu'ici je fais;
Conserve un si bon père
A ses sujets. *

(Himmel, wollst Erhörung geben,
Wollest gnädig walten,
Und des theuren Vaters Leben
Seinem Volk erhalten.)

Tiefe, feierliche Stille herrschte, als die Stimme des Dauphins verhallte. Die vorher so ernst, so trotzigen Gesichter der Deputirten waren milde und weich geworden, tief bewegt blickten Alle auf den schönen Knaben hin, der mit strahlendem Angesicht, mit lächelnder Miene, wie in einer Verückung, noch immer auf den Knien lag. Niemand wagte das Schweigen zu unterbrechen. Der König, seinen Arm um den Hals seiner Tochter geschlungen, blickte freundlich zu dem Dauphin hin, Madame Elisabeth hatte die Hände

* Siehe: Beauséne I. 146. — Diese Scene ist historisch. Siehe: Hue: Dernières années de Louis XVI. Das Gebet ist aus der damals sehr beliebten Oper: „Peter der Große.“

gefaltet, und betete, Marie Antoinette aber, nicht mehr im Stande, ihre tiefe Bewegung zu bemerken, hatte die Hände vor ihr Antlitz gelegt, und weinte still. —

Von diesem Tage an war das Leben der königlichen Familie nur noch eine fortgesetzte Aufregung, eine beständige, fieberhafte Erwartung des kommenden Unheils. Der König ertrug sie mit stummer Resignation, man vernahm niemals von ihm eine Klage, einen Vorwurf. Aber niemals auch schien ihm der Gedanke zu kommen, daß vielleicht noch durch Energie, durch mutiges Aufstehen, oder auch nur durch die Flucht noch Rettung möglich sei.

Er hatte sich ergeben, er war bereit, als Christ zu dulden, statt als König sich zu erheben, lieber in ehrenvollem Kampf zu fallen, als in Schmach zu erliegen.

Marie Antoinette hatte es nun aufgegeben, den Gemahl zu energischem Wollen anzufeuern. Sie wußte, daß Alles vergeblich war, und sie hatte daher ihr Geschick angenommen. Da sie nicht als Königin leben konnte, wollte sie wenigstens als Königin sterben!

Sie bereitete sich darauf vor mit festem Blick, mit ruhiger Entschlossenheit.

„Sie werden mich ermorden, ich weiß es,“ sagte sie zu ihren Frauen. „Ich habe nur noch eine Pflicht: mich vorzubereiten auf den Tod!“

Aber sie that es nicht mit weinerlicher Muthlosigkeit, mit empfindsamer Rührung. Wie eine entschlossene Schildwacht stand sie neben dem zertrümmerten Thron, und spähet mit scharfem Auge, umher, um den Feind zu beobachten, und auf sein Annähern sich vorzubereiten.

Immer noch ließ sie sich Bericht erstatten über Alles, was in Paris geschah, was in der National-Versammlung beschlossen, in den Clubs verhandelt ward, ja selbst die Pamphlets und Libelle, mit welchen man sie beschimpfte und verfolgte, ließ sie sich mittheilen.

Besser als der König, der oft Stunden, ja Tage lang schweigend in sich verschlossen, ohne sich zu beschäftigen, da saß, besser als die Minister kannte Marie Antoinette den Zustand der Hauptstadt und die Stimmung des Volkes. Sie empfing alle Morgen die Berichte der Emissaire: sie kannte das Complot der Bundesmänner, die geheimen Versammlungen, die Marat zusammenberufen, die Verbindungen der Clubs. Sie wußte von der Zusammenberufung der achtundvierzig Sectionen der Pariser Gemeinde zu einer General-Versammlung. Sie wußte, daß Pétion, Danton und Mameel, die drei wüthenden Republikaner, den Gemeinderath beherrschten, und daß die Emissaire Auftrag erhielten, die Vorstädte aufzuwiegeln. Sie wußte auch, daß die furchtbaren Männer aus Marseille, die am zwanzigsten Juni thätig gewesen, sich verrühmten, daß sie eine bessere Wiederholung dieses Tages veranstalten würden. Auch das war ihr nicht unbekannt, daß mehr

als die Hälfte der Deputirten in der National-Versammlung der Jacobiner-Partei angehörte, und daß sie nur auf eine Gelegenheit lauerten, um ein neues Attentat gegen das Königthum zu unternehmen. Wie oft, wenn sie unter ihren Fenstern mitten in der Nacht von vielstimmigem, brüllendem Chor die Marsellaiser ihre begeisterte Hymne: „Allons enfants de la patrie“ singen hörte, oder das „Ca ira, ca ira“ der Pariser sie aus dem Schlafe weckte, sprang Marie Antoinette, die niemals mehr während der Nacht sich entkleidete, von ihrem Lager empor, eilte zu den Betten ihrer Kinder hin, um zu sehen, daß sie ungeschädet waren, oder rief ihre Frauen, um ihnen zu befehlen, die Lichter anzuzünden, damit sie wenigstens das Schreckniß sehen könne, welches herannahete.

Und endlich, in der Nacht vom neunten auf den zehnten August, war das längst erwartete Schreckniß da. Ein auf dem Hofe der Tuilerien abgefeuerter Flintenschuß verkündete sein Nahen.

Marie Antoinette sprang von ihrem Lager empor und sandte ihre Kammerfrau zu dem König, um ihn zu wecken. Der König war schon aufgestanden, seine Minister und einige Getreuen waren bei ihm.

Die Königin weckte ihre Kinder und half selber sie anzukleiden. Dann begab sie sich mit den beiden Kindern an der Hand zu dem König, der sie mit freundlichem Liebesgruß empfing.

Da außen hörte man das Wirbeln der Trommeln, welche den Generalmarsch schlugen, und das Volk von Paris zu den Waffen riefen, den dumpfen Donner einer Kanone, welche die schlafende Stadt alarmirte, und das Läuten der Glocken von den Thürmen.

Die königliche Familie, dicht an einander gelehnt, erwartete schweigend das Hereinschreiten der Republik in die Hallen des Königsschlosses oder die Rettung der Monarchie durch die Gnade Gottes und die Tapferkeit ihrer Getreuen!

Denn noch hatte die Monarchie ihre Getreuen, und während die Trommeln wirbelten, die Glocken läuteten, um die Republikaner zum Kampf aufzurufen, war das auch der Schlachtenruf für die Royalisten, der ihnen sagte, daß der König in Gefahr sei, daß er ihres Bestandes bedürfe.

Gegen zweihundert Edelknechte waren in Paris zurückgeblieben, hatten nicht Theil genommen an der Emigration des Adels, waren den königlichen Prinzen nicht nach Coblenz gefolgt, um jetzt die Waffen zu ergreifen gegen das eigene Vaterland. Sie waren in Paris zurückgeblieben, um bis zu ihrem letzten Tropfen Blut die Monarchie zu vertheidigen, und wenigstens neben dem Throne zu fallen, wenn sie ihn nicht aufrecht zu erhalten vermochten. Sie trugen, um unverdächtig zu bleiben, keine Waffen, aber man wußte doch, daß sie unter den seidnen Westen des Cavaliers den Dolch des Kriegers verbargen, und man nannte sie die „Dolchritter.“

Bei dem ersten Wirbel des Generalmarsches waren die Dolchritter in dieser Nacht des zehnten August nach den Tuilerien geeilt, die jetzt schon angefüllt waren mit Grenadieren, mit Schweizergarden, mit Edelknechten, mit Bürgern, mit Volontairs von jedem Range, jedem Stande, welche freiwillig herbeigeeilt waren, um die königliche Familie zu beschützen. Alle Treppen, alle Corridore und Gemächer waren von ihnen besetzt.

Die Dolchritter aber schritten in feierlichem Zuge an Allen vorüber nach dem großen Empfangssaal, in welchem der König mit der Königin und den Kindern sich befand. Ehrfurchtvoll naheten sie sich dem Königspaar, den König um Erlaubniß ansiehend, für ihn sterben zu dürfen, die Königin beschwörend, ihre Waffen zu berühren, um sie siegreich zu machen, ihnen zu erlauben, die königliche Hand zu küssen, um ihnen den Tod süß zu machen.

Ausrufungen der Begeisterung, der Treue von allen Seiten. „Es leben die Könige unserer Väter!“ riefen die jungen Leute.

„Es lebe der König unserer Kinder!“ riefen die Greise, indem sie den Dauphin in ihre Arme nahmen, und ihn über ihre Häupter emporhoben, als wäre er die lebendige Fahne, für deren Vertheidigung sie sterben wollten.

Als der Morgen dämmerte, hielt der König auf das dringende Anliegen seiner Gemahlin mit ihr und den Kindern einen Umgang durch die Säle und Gallerien des Schlosses, um den Muth der Kämpfer, welche dort versammelt waren, neu zu beleben und ihnen Dank zu sagen für ihre Treue. Ueberall ward die königliche Familie mit Begeisterung begrüßt, überall tönten ihnen Schwüre der Ergebung, der Todesbereitschaft entgegen. Der König ging dann allein, von einigen Getreuen begleitet, hinunter in den Park, um die hier aufgestellten Bataillone der Nationalgarde zu besichtigen.

Nur noch vereinzelt ertönte, als der König erschien, aus den Gliedern der Ruf: „Es lebe der König!“ Ein unwilliges Murmeln unterdrückte diesen Ruf, und je weiter Ludwig vorschritt, desto lauter ward dieses Murmeln, bis endlich aus hundert und hundert Rehen der donnernde Ruf erschallte: „Abdanken! Abdankung oder Tod! Es lebe Pétion! Abdankung oder Tod!“

Der König wandte sich hastig um, und kehrte bleich, die Stirne mit kaltem Schweiß bedeckt, in das Schloß, in den großen Saal zurück.

„Alles ist verloren,“ rief die Königin schmerzvoll. „Es bleibt uns nichts mehr übrig, als ein würdiges Sterben!“

Aber bald richtete sie sich wieder empor, und neuer Muth belebte ihre Seele, als sie sah, daß immer neue Kämpfer in den Saal traten, daß selbst viele Grenadiere der Nationalgarde kamen und sich unter die Reihen des Adels mischten.

Aber diese Edelknechte, diese Dolchritter erregten Miß-

trauen und ein Major von der Nationalgarde beehrte mit lauter Stimme die Entfernung der Edelleute.

„Rein,“ rief die Königin hastig, „diese Edelleute sind unsere besten Freunde. Stellt sie vor die Mündung der Kanonen, und sie werden Euch zeigen, wie man für seinen König stirbt! Beunruhigt Euch nicht über diese braven Leute,“ fuhr sie fort, sich an einige herzutretene Grenadiere wendend. „Eure und ihre Interessen sind gemeinsam. Alles was Euch und ihnen am Theuersten ist, Frauen, Kinder, Eigenthum, Alles hängt von Eurem Muth und Eurer gemeinsamen Tapferkeit ab!“

Die Grenadiere reichten den Dolchrittern die Hände, und Einer schwur dem Andern, zu sterben für die königliche Familie, den Thron zu retten, oder mit ihm unterzugehen.

Es war eine große und feierliche Minute voll erhabener Beredsamkeit, von großartiger Bedeutung! Das Herz schlug diesen Edelleuten, diesen Kriegern vor Ungeduld nach dem Tode. Die Hand an die Waffen gelegt, erwarteten sie sein Kommen.

Das Volk wälzte sich heran. Man hörte wildes Geschrei, das Geräusch der Kanonen, das Kreischen der Weiber, das Brüllen der Männer. Man lauschte mit angehaltenem Athem. Die Königin richtete sich auf, sie faßte mit einer raschen Bewegung die Hände ihrer Kinder und zog sie an sich, und mit vorwärts gebeugtem Haupte, mit athemloser Erwartung starrte sie nach der Thüre hin, einer Löwin gleich, welche den Feind erwartet, und sich bereit macht, mit ihrem Leben ihre Jungen zu verteidigen.

Die Thüre ward aufgerissen und der General-Procurator Rödeler stürzte herein.

„Sire,“ rief er entsetzt, „Sie müssen sich retten! Jeder Widerstand ist vergeblich. Nur der kleinste Theil der National-Garde ist noch zuverlässig, und auch dieser wird bei dem ersten Anstoß, wie die Andern mit dem Volke fraternisiren. Die Kanoniere haben schon die Ladungen aus ihren Kanonen gezogen, weil sie nicht auf das Volk schießen wollen. Der König hat keine Minute zu verlieren. Sire, es giebt für Sie nur noch Sicherheit in der National-Versammlung und nur die Repräsentanten des Volkes können jetzt noch die königliche Familie beschützen!“

Die Königin stieß einen Schrei des Jornes, des Entsetzens aus. „Wie,“ rief sie, „was sagen Sie da? Wir sollten Schutz suchen bei unsern schlimmsten Feinden? Niemals! Oh niemals! Lieber will ich mich an diesen Mauern nageln lassen, als das Schloß verlassen, um in die National-Versammlung zu gehen.“* Und sich an den König wendend, der schweigend unschlüssig da stand, sprach sie zu ihm mit flammenden Worten, mit glühender Beredsamkeit, sprach zu ihm

* Der Königin eigene Worte. Siehe: Beauschéne I. pag. 190.

als dem Vater des Dauphins, dem Erben Heinrichs des Vierten und Ludwig des Bierzehnten, suchte sein Ehrgefühl zu beleben, sein Herz zu rühren, suchte ihn zum letzten Male zu entflammen mit ihrem Muth, ihrer Entschlossenheit.

Vergebens! Alles vergebens!

Der König blieb stumm, verharrete immer noch in seinem Schweigen, seiner Unentschlossenheit! Ein Schrei, ein einziger Schrei des Schmerzes tönte von den Lippen der Königin, und einen Moment sank ihr Haupt auf ihre Brust.

„Eilen Sie, eilen Sie, Sire,“ rief Rödeler, „jede Minute vergrößert die Gefahr. In einer Viertelstunde ist die Königin, sind die Kinder vielleicht rettungslos verloren.“

Diese Worte weckten den König aus seiner Betäubung. Er blickte auf und nickte leise mit dem Haupte.

„Wir können nichts Anderes thun,“ sagte er. „Man soll uns unverzüglich in die National-Versammlung führen!“

„Mein Herr,“ rief die Königin, sich an Rödeler wendend, „ist es denn wahr, sind wir von Allen verlassen?“

„Madame,“ erwiderte der General-Procurator traurig. „Jeder Widerstand ist vergeblich, kann die Gefahr nur vergrößern. Wollen Sie Sich selbst, den König, Ihre Kinder, Ihre Getreuen ermorden lassen?“

„Gott möge mich davor behüten. Könnte ich allein nur das Opfer sein!“

„Noch eine Minute,“ drängte Rödeler, „noch eine Sekunde vielleicht, und es ist unmöglich noch einzustehen für Ihr Leben, für das Ihres Gemahls und Ihrer Kinder!“

„Meine Kinder,“ rief die Königin, ihre Arme um die Häupter ihrer Kinder schlingend und sie fest an sich drückend. „Mein, oh nein, ich will sie nicht dem Messer übergeben!“

Es drang wie ein letztes Schluchzen, ein Todesseufzer von ihren Lippen, dann ließ sie die Kinder los, und näherte sich dem König und seinen Ministern.

„Nun wohl,“ sagte sie matt, „es ist das letzte Opfer, welches ich darbringen kann. Ich unterwerfe mich, Herr Rödeler,“ fuhr sie dann mit erhöhter Stimme fort, als wolle sie alle Anwesenden zu Zeugen nehmen.

„Herr Rödeler, wollen Sie bürgen für die Person des Königs, und für die meines Sohnes?“

„Madame,“ erwiderte Rödeler feierlich, „ich bürgе dafür, daß wir Alle bereit sind, an ihrer Seite zu sterben. Das ist Alles, was ich versprechen kann!“

Nun drängten die Edelleute, die Grenadiere heran, um den König und die Königin in ihre Mitte zu nehmen, sie zu begleiten.

„Am Gotteswillen,“ rief Rödeler entsetzt, „keine Demonstration, oder der König ist verloren!“

„Bleibet, meine Getreuen,“ sagte der König gelassen. „Erwartet hier unsere Rückkehr.“

„Wir werden bald zurückkehren,“ rief Marie Antoinette, und sie folgte mit ihren beiden Kindern an der Hand dem Könige, der langsam den Saal durchschritt. Die Prinzessin Lamballe und Frau von Tourzel allein folgten dem königlichen Paar.

Es war geschehen! Die sterbende Monarchie verließ das Königsschloß, um sich unter den Schutz der Revolution zu stellen, welche aus ihrem Schooße die Republik gebären sollte!

Es war sechs Uhr Morgens, als die königliche Familie die Schwelle der Tuilerien überschritt. Voran der König, die Prinzessin Elisabeth am Arme führend, hinter ihm die Königin mit den beiden Kindern.

Auf der Schwelle des Schloßes erhielt der König die Nachricht, daß ein Theil der Nationalgarde sich zurückgezogen hätte, um ihre Familien und ihre Häuser gegen den Andrang des Volkes zu beschützen, daß ein anderer Theil sich schon gegen das Königthum zu Gunsten der Revolution erklärt habe.

Der König schreitet vorwärts durch die tobende Masse, die kaum sich öffnet, um einen Weg frei zu lassen für die Königsfamilie, und sie umtobt mit Beleidigungen und Schimpfworten.

Einige Mitglieder der National-Versammlung schreiten ihnen voraus und können doch kaum die brüllenden Wogen der Volkswuth beschwichtigen.

Auf der Terrasse der Feuillants schreit das Volk: „Nieder mit den Tyrannen! Zum Tode, zum Tode mit ihnen!“

Ihr Dauphin schreit laut auf vor Entsetzen, denn die blutigen Hände zweier heulenden Weiber strecken sich gegen ihn aus. Da springt ein Grenadier vorwärts, faßt mit starkem Arm den Knaben und hebt ihn auf seine Schulter.

„Mein Sohn! Gebt mir meinen Sohn wieder,“ ruft die Königin mit einem Ausruf des Entsetzens. Der Grenadier neigt sich zu ihr.

„Fürchten Sie nichts, Königin. Erkennen Sie mich nicht mehr?“

Marie Antoinette schaut ihn an und der Schimmer eines Lächelns fliegt über ihr Angesicht. Ja wohl, sie erkennt ihn, der, wie ein guter Engel, immer da ist, wenn Gefahr und Tod sie bedroht.

Es ist Loulan, ihr Getreuer, der in der Uniform eines National-Gardisten ihr zur Seite ist! Oh, Königin, Muth, nur Muth! Die Dämonen sind entfesselt, aber auch die guten Engel sind Dir nahe, und wo Jene fluchen und verwünschen, da segnen und versöhnen Diese!

„Nieder mit den Tyrannen!“ heulen die wüthenden Weiber.

„Fürchten Sie nichts, mein Prinz,“ ruft der Grenadier zu dem Dauphin empor, den er auf seiner Schulter hält, um ihn vor dem Andrängen der Menge zu

schützen. „Niemand wird Ihnen etwas zu Leide thun!“

„Mir nicht, aber meinem lieben Papa,“ jammert das Kind, dem die Thränen in hellen Strömen über die erblaßten Wangen niederrollten.

Das arme Kind zitterte und hatte Furcht. Wie sollte es nicht! Hatte doch der König einen Moment Furcht, und fühlte, wie ihm die Thränen in die Augen traten.

Auch die Königin weinte, trocknete ihre Thränen und weinte doch wieder. Mehr denn eine halbe Stunde bedurfte der traurige Zug, um den kurzen Weg bis nach der Manège zurückzulegen, wo die National-Versammlung tagte. Hier vor den Thüren der Manège verdoppelte sich das Geschrei, der General-Procurator haranguirte die Menge und suchte sie zu beruhigen, und schob die königliche Familie hinein in den engen Corridor, in welchem sie, umdrängt von schimpfenden Volkshaufen, mühsam vorwärts gelangte. Nun endlich thaten die Saalthüren sich auf, und wie Marie Antoinette hinter dem König hineinschritt, reicht ihr Loulan den Dauphin dar, der mit seinen beiden Armen den Hals der Königin umschlingt.

Eine Todtenstille herrscht in dem Saal. Die Deputirten schauen mit finstern Gesichtern den Eintretenden entgegen. Niemand erhebt sich, um den König zu begrüßen, kein Wort des Willkommens ertönt.

Der König nimmt Platz an der Seite des Präsidenten, die Königin mit ihren Damen auf den Stühlen der Minister. Da schreit eine wüthende Stimme von der Tribüne: „Der Dauphin muß beim König sitzen. Er gehört der Nation. Die Esterreicherin verdient das Vertrauen des Volkes nicht!“

Ein Huissier schreitet heran, um das Kind zu führen; aber Ludwig Carl klammert sich an seine Mutter an, Entsetzen spricht aus seinen Zügen, Thränen stehen ihm in den Augen, und diese entlocken den Tribünen ein Wort des Mitleidens, der Huissier wagt es nicht, den Prinzen mit Gewalt fortzuführen.

Dann trat wieder tiefe Stille ein, bis der König seine Stimme erhob. „Ich bin hierher gekommen,“ sagte er, „um ein großes Verbrechen zu verhüten, und weil ich glaube, daß ich am sichersten bin, umgeben von den Repräsentanten der Nation.“

„Sire,“ erwidert der Präsident Vergniaud, „Sie können auf die Festigkeit der National-Versammlung zählen. Sie kennt ihre Pflichten; ihre Mitglieder haben geschworen, zu leben und zu sterben für die Aufrechterhaltung der Rechte des Volkes und der constitutionellen Autoritäten.“

Nun schrien Stimmen von allen Seiten des Saals, die Constitution verbiete es der Versammlung, in Gegenwart des Königs und der Königin zu verhandeln.

Man führte die königliche Familie in die kleine, niedrige, kaum zehn Fuß lange Loge, in welcher die Schrei-

ber des Journals „der Logograph“ ihren Maß hatten, um ihre Berichte über die Versammlung zu schreiben. In diesem engen Raum ward ein König, eine Königin mit ihrer Schwester und ihren Kindern, ihren Ministern und treuen Dienern eingesperrt, um den Verhandlungen über die Absetzung des Königs zuzuhören.

Von draußen herein tönte das wilde Jubelgeschrei des Volkes, das die Schweizergardien ermordete, und ihre auf Pfählen gesteckten Köpfe umhertrug. Musketenfeuer bröhrnte, dann dumpfe Kanonenschläge. Die letzten getreuen Regimente kämpften draußen gegen die Armee der Revolution, während drinnen im Saal der Saß discutirt ward: „Das französische Volk wird aufgefordert, einen National-Convent zu bilden. Der Chef der ausübenden Gewalt ist suspendirt.“

Den ganzen Tag dauerte diese Marter, den ganzen Tag hatte die Königin in der glühenden Hitze, mit dem eingeschlafenen Sohn auf dem Schooß, da gefesselt, unbeweglich, einem Bilde von Marmor gleich, das sich nur zuweilen belebte, um einen Seufzer auszusloßen, eine leise Klage zu ächzen. Ein Glas Wasser mit Johannisbeersaft vermischt, war ihre einzige Nahrung und Erquickung gewesen.

Gegen fünf Uhr Nachmittags, während die General-Versammlung immer noch über die Absetzung des Königs debattirte, wandte der König sich ruhig zu dem hinter ihm stehenden Kammerdiener Sue.

„Mich hungert,“ sagte er, „man gebe mir etwas zu essen!“

Sue eilte von dannen, aus einer nahen Restauration holte man ein gebratenes Huhn, einige Früchte und Compots herbei, auf einem kleinen Tische ward servirt, und dieser Tisch in die Loge des „Logographen“ getragen.

Das Angesicht des Königs erheiterte sich ein wenig, er ließ sich vor dem Tische nieder und aß mit gutem Appetit sein Diner, und hörte nicht das unterdrückte Schluchzen, das aus der dunkelsten Ecke der Loge hervortönte. In diese Ecke hatte sich ein unglückliches, gebeugtes Weib zurückgezogen, das gestern noch die Königin von Frankreich war, und dem in dieser Stunde Schamröthe die bleichen Wangen färbt, da sie den König mit Appetit essen sieht!

Die Thränen steigen ihr aus den Augen, und um sie zu trocknen, begehrt sie ein Taschentuch, denn das ihre war schon naß von ihren Thränen und dem Schweiß, den sie von der Stirn ihres schlafenden Sohnes getrocknet.

Keiner ihrer Getreuen kann ihr ein Tuch reichen, das nicht roth ist von dem Blute derer, welche in der Verteidigung der Königin verwundet oder gestorben sind!

Um zwei Uhr in der Nacht erst endigte die Marter dieser Sitzung, und man führte die königliche Familie in die Zellen des ehemaligen Klosters der Feuillants, welche sich oberhalb der Bureau der Versammlung be-

finden, und welche man eilig zum Nachtquartier für die königliche Familie hergerichtet hatte.

Darauf schritten Bewaffnete, ihre Flintenläufe als Leuchter für die Kerzen benutzend, in welche sie diese gesteckt hatten, mit welchen sie einem König und einer Königin vorleuchteten auf dem Wege zu ihren improvisirten Schlafgemächern.

Ein dichtes Gedränge von bewaffnetem Volk umgab sie, und versperrte ihnen oft den Weg, daß es des energischen Befehls der begleitenden Municipalbeamten bedurfte, um die Passage frei zu machen. Das Volk trat zurück, aber vor den Ohren der vorüberschreitenden Königin brüllte und sang es nun:

Madame Veto avait promis
D'égorgier tout Paris.

Diese fürchterlichen Gesichter, diese drohenden, höhnenden Stimmen erschreckten den Dauphin, der sich angstvoll und zitternd an seine Mutter anklammerte.

Marie Antoinette neigte sich zu ihm nieder, und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Sofort erhellte sich das Gesicht des Kindes, und es sprang rasch und freudig die Treppe hinauf.

Aber oben an derselben blieb er stehen, und wartete auf seine Schwester, welche schlaftrunken und matt heraufgeführt ward. „Höre Therese,“ sagte der Prinz jubelnd, „Mama hat mir versprochen, daß ich bei ihr im Zimmer schlafen soll, weil ich so artig war vor den bösen Leuten.“ *

Und er hüpfte fröhlich hinein in die Zimmer, die man geöffnet, und in denen man sogar ein Souper servirt hatte. Aber plötzlich versfinsterte sich sein Gesicht, und seine Augen irrten mit einem angstvollen Blick umher.

„Wo ist Mousflet?“ fragte er. „Er ist doch mit mir gegangen, er war noch bei mir, als wir aus der Loge kamen. Mousflet, wo bist du, Mousflet?“

Und mit dieser lauten Frage durcheilte der Dauphin die vier Zimmer, überall suchend nach dem kleinen Hund, dem Erbe seines Bruders, des früheren Dauphins von Frankreich!

Aber Mousflet kam nicht, und alles Suchen war vergebens. Er hatte sich wohl im Gedränge verloren oder war zertreten worden.

Als endlich Stille und Ruhe eingetreten war und die königliche Familie ausruhte auf ihren harten Betten, hörte man von dem Lager des Dauphins leise Seufzer und unterdrücktes Schluchzen.

Es war der Dauphin, welcher um seinen kleinen Hund weinte! Der Erbe der Könige von Frankreich hatte heute sein letztes Eigenthum verloren, seinen kleinen, treuen Hund.

Marie Antoinette neigte sich über ihn und küßte seine

* Goncourt; Histoire de Marie Antoinette, p. 234.

feuchten Augen. „Weine nicht, mein Kind, Dein Hundchen wird morgen wiederkehren.“

„Morgen? Verspricht Du es mir, Mama?“

„Ich verspreche es Dir!“

Der Knabe trocknete seine Thränen, und schlief ein mit einem Lächeln auf der Lippe.

Marie Antoinette schlief nicht; aufrecht in ihrem Bette sitzend hörte sie auf das Gebrüll und Geheul, das von der Terrasse des Feuillants zu ihr heraufstömte, auf das Gebrüll, mit welchem das Volk sie beschimpfte und ihren Kopf begehrte.

Am nächsten Tage neue Martern! Denn wieder mußte die königliche Familie in der Loge des Logographen der Sitzung der National-Versammlung beiwohnen, mußte zuhören, wie man darüber berieth, wo künftig die königliche Familie wohnen sollte, da sie sich unwürdig gemacht in den Tuilerien zu wohnen, und auch das Palais Luxembourg kein geeigneter Aufenthalt für Herrn und Madame Veto sei.

Die Königin hatte indessen jetzt ihre Haltung und ihre Ruhe wiedergefunden, sie konnte sogar ein Lächeln auf ihre Lippen zaubern, um damit ihre Kinder zu begrüßen, und die Getreuen, die sich um sie drängten, um die martervollen Stunden in der heißen engen Loge neben ihr zu sein. Sie freuete sich der Aufmerksamkeit der Gemahlin des englischen Gesandten, Lady Sutherland, welche Wäsche und Kleider ihres eigenen Sohnes für den Dauphin sandte, und nahm von Frau von Tourzel freundlich dankend ihre Uhr an, da man der Königin auf dem Wege nach dem Kloster der Feuillants ihre Uhr und ihre Börse gestohlen hatte.

Bei der Nachricht dieses Diebstahls beeilten sich die fünf anwesenden Cavaliere, Alles, was sie an Geld und Assignaten bei sich trugen, auf den Tisch zu legen, bevor sie sich zurückzogen.

Aber Marie Antoinette hatte es bemerkt. „Meine Herren,“ sagte sie mit einem Blick voll Dank und Nührung, „meine Herren, behalten Sie Ihr Geld, Sie werden desselben mehr bedürfen als wir, denn Sie werden hoffentlich länger leben.“ *

Der Tod hatte für die Königin keine Schrecknisse mehr, denn sie hatte ihm in diesen Tagen zu oft in's Auge geschaut, sie hatte ihn freudig hinnehmen sehen von ihren treuen Dienern und Freunden!

Der Tod wäre ihr leichter zu ertragen gewesen, als die Beschimpfungen und Schmähungen, welche sie zu erdulden hatte auf den Gängen von der Logographen-Loge nach den Wohnzimmern im Kloster der Feuillants. Auf einem dieser Gänge sah sie im Garten einige anständig gekleidete Männer stehen, die sie anschauten, ohne zu schimpfen oder ihr Unanständigkeiten zuzurufen. Voll Dankbarkeit lächelte die Königin und nickte grüßend.

* Der Königin eigene Worte. Siehe: Beauchêne I. S. 206.

Da rief einer dieser Männer: „Du brauchst Dich nicht mehr bemühen, graciös mit Deinem Kopf zu nicken, denn Du wirst ihn nicht mehr lange haben!“

„Ich wollte, dieser Mann hätte Recht,“ sagte Marie Antoinette sanft, indem sie weiter schritt, um in der Logographenloge zuzuhören, wie die Abgeordneten der Nation darüber stritten, ob man die Schweizerfolbaten, welche gestern mit den Waffen in der Hand die königliche Familie zu vertheidigen gewagt hatten, nicht zum Tode verurtheilen müsse, als Verräther an der französischen Nation.

Endlich, nach fünf Tagen fortgesetzter Marter, ward man es müde, diejenigen, welche man ihrer Macht und Würde entkleidet hatte, noch länger zu beschimpfen und zu demüthigen. Man kündigte der königlichen Familie an, daß sie fortan im Temple ihre Wohnung haben, und daß sie fortan Gefangene der Nation sein würde.

Am Morgen des achtzehnten August standen zwei große Wagen, jeder mit nur zwei Pferden bespannt, auf dem Hofe der Feuillants bereit, die königliche Familie in den Temple zu führen.

In dem ersten Wagen nahmen der König, die Königin, ihre beiden Kinder, Madame Elisabeth, die Prinzessin Lamballe, Frau von Tourzel und ihre Tochter ihre Plätze, und außerdem Pétion, der Maire von Paris, der General-Procurator und ein Municipal-Beamter. Im zweiten Wagen die Dienerschaft des Königs mit zwei Beamten. Nationalgardisten escortirten die Wagen, zu deren beiden Seiten dicht gedrängte Menschenmassen standen und Beleidigungen und Schimpfworte unaufhörlich in die Wagen hineinriefen.

Auf dem Plage Vendôme hielt der Zug an, und mit hohnlachenden Gesichtern zeigte man dem König, daß die dort aufgestellt gewesene Reiterstatue des Königs Ludwig des Vierzehnten von ihrem Postamente durch den Horn des Volkes herunter geschleudert sei und die Stücken zerschellt auf dem Pflaster umherlagen.

„So soll es allen Tyrannen gehen!“ schrie und tobte die Menge, mit erhobenen Fäusten drohend.

„Wie schlecht sie sind,“ sagte der Dauphin, indem er mit weit geöffneten Augen den König ansah, zwischen dessen Knieen er stand.

„Nein,“ erwiderte Ludwig sanft, „sie sind nicht schlecht, sie sind nur verführt.“

Um sieben Uhr Abends langte der Zug vor dem düstern Gebäude an, welches jetzt die Wohnung des Königs und der Königin von Frankreich sein sollte.

„Es lebe die Nation!“ brüllte die Menge, welche den innern Hof anfüllte, als Marie Antoinette und ihr Gemahl aus dem Wagen stiegen. „Es lebe die Nation! Nieder mit den Tyrannen!“ — Die Königin achtete nicht darauf, sie blickte nieder auf ihren schwarzeidenen Schuh, der zerrissen war, und aus dessen Spitze

ihre von weißseidenen Strümpfen bekleideten Beine hervorschauten.

„Sehen Sie,“ sagte Marie Antoinette zu der Prinzessin von Lamballe, welche neben ihr ging, „sehen Sie meinen Fuß. Man wird es nicht glauben, daß die Königin von Frankreich keine Schuhe hat.“

20.

Bis zum einundzwanzigsten Januar.

„Man muß dem Unglück gerade in's Auge schauen, und den Muth haben, es würdig zu ertragen,“ sagte Marie Antoinette. „Wir sind Gefangene, und werden es noch lange bleiben! Suchen wir also in unserm Gefängniß uns eine Häuslichkeit zu bereiten. Sehen wir uns einen Plan fest, wie wir unsere Tage hindringen wollen!“

„Du hast Recht, Marie,“ erwiderte der König, „ordnen wir unser Leben. Da ich nicht mehr König bin, will ich der Hofmeister meines Sohnes werden, und versuchen, ihn zu einem guten König zu erziehen.“

„Sie glauben also doch, mein Gemahl, daß es dereinst noch Könige in Frankreich geben wird?“ fragte Marie Antoinette achselzuckend.

„Nun, denn,“ sagte der König, „versuchen wir also nur, ihm eine solche Erziehung zu geben, daß er dereinst fähig ist, jede Stellung, zu welcher das Schicksal ihn beruft, würdig auszufüllen. Ich werde sein Lehrer sein in den Wissenschaften.“

„Und ich werde ihn und unsere Tochter in der Musik und im Zeichnen unterrichten,“ sagte die Königin.

„Wir wollt Ihr erlauben, daß ich meine Nichte Lehr, eine Altardecke zu sticken,“ sagte Madame Elisabeth.

„Und Abends,“ sagte Marie Antoinette, indem sie der Prinzessin Lamballe freundlich zunickte, „Abends lesen wir mit vertheilten Rollen uns Komödien vor, damit unsere Kinder von unserer Lamballe die Kunst des Vortrages lernen! Suchen wir die Vergangenheit zu vergessen, und richten wir uns in der Gegenwart ein, so gut es gehen will! Ihr seht wohl, diese vier Lehrmeister für mich gewesen, und haben mich geduldig gemacht, und — Aber, was ist das,“ unterbrach sich die Königin auf einmal selbst, „hört ihr nicht Schritte vor der Thür? Es muß etwas Ungewöhnliches sein, denn es ist nicht die Zeit, um welche die Municipal-Beamten sonst hierher zu kommen pflegen. Wo sind die Kinder?“

Und in der Angst der Mutterliebe eilte die Königin selber die kleine Treppe hinauf, welche in das zweite Stockwerk des Temple führte, und in welchem sich das

Zimmer des Dauphins neben dem allgemeinen Wohnzimmer befand.

Louis Carl sprang seiner Mutter entgegen, und fragte, ob sie komme, ihr Versprechen zu erfüllen und mit ihm in den Garten hinabzugehen.

Die Königin, statt aller Antwort, schloß ihn in ihre Arme und winkte auch ihre Tochter Therese an ihre Seite. „Oh, meine Kinder, meine geliebten Kinder, ich wollte Euch nur sehen, ich —“

Die Thür ward geöffnet, und der König, gefolgt von seiner Schwester, der Prinzessin Lamballe und Frau von Tourzel traten ein.

„Was giebt es?“ rief Marie Antoinette ihm entgegen. „Ein Unglück, nicht wahr?“

Sie verstummte, denn sie gewahrte jetzt die beiden Municipal-Beamten, welche hinter den Damen herinschritten, und diesen gegenüber wollte sie nicht klagen. Manuel, der seit dem zehnten August General-Procurator war, Manuel, der Feind der Königin, der Oberaufseher der Gefangenen des Temple, war da, und Marie Antoinette wollte ihm nicht den Triumph gönnen, sie schwach zu sehen.

„Sie haben uns etwas zu sagen, mein Herr?“ fragte die Königin mit einer Stimme, die sie zwang, ruhig zu sein.

Sa wohl, Manuel hatte ihr etwas zu sagen. Er hatte ihr und dem König ein Decret vorzulesen, durch welches die National-Versammlung befahl, daß alle Diejenigen, welche mit Ludwig Capet und seiner Frau unter dem Titel als Freunde oder Diener in den Temple gekommen waren, denselben sofort verlassen sollten!

Die Königin hatte kein Wort der Klage, aber ihr Stolz war besiegt, sie ließ Manuel ihre Thränen sehen! Sie breitete die Arme aus, und rief die geliebte, treue Freundin, die Prinzessin Lamballe an ihr Herz, und mischte ihre Thränen mit denen der Freundin, und küßte dann die Frau von Tourzel und ihre Tochter zum letzten Abschied.

Am Abend dieses Tages war es noch einsamer und stiller in den einsamen Gemächern des Temple. Man hatte den königlichen Gefangenen ihre letzten Diener genommen, und nur der Kammerdiener des Königs, Clery, hatte zur Dienstleistung bei seinem Herrn zurückbleiben dürfen.

Am andern Morgen kam Manuel indessen, um der Königin zu sagen, daß die Gemeinde ihr erlaube, sich zwei andere Frauen für den Dienst bei den Damen zu fordern, und daß sie unter denen zu wählen habe, welche Manuel ihr vorstellen werde.

Aber Marie Antoinette lehnte mit stolzer Ruhe dieses Anerbieten ab. „Man hat uns von denen getrennt, welche uns aus Liebe treu geblieben, und aus Anhänglichkeit uns ihre Dienste weihten,“ sagte sie. „Wir wollen sie nicht durch Diener ersetzen, welche von unsern Feinden bezahlt werden.“

„Dann werden Sie sich selbst bedienen müssen,“ rief Manuel mit barscher Stimme.

„Ja,“ erwiderte die Königin sanft, „wir werden uns einander selbst bedienen, und es wird uns Freude machen!“

Und sie bedienten sich selbst, sie hatten für einander die zärtlichste Fürsorge, erriethen Einer die Bedürfnisse des Andern, und halfen ihnen ab mit zuvorkommender Bereitwilligkeit. Der König hatte glücklicherweise seinen Kammerdiener, der ihn ankleidete, der seine stillen, gleichmäßigen Gewohnheiten kannte, und in dem kleinen Stubzimmer des Temple für den König Alles so einrichtete und bereit legte, wie in dem großen Cabinet des Königs in Versailles. Die Damen bedienten sich selbst, und Marie Antoinette ließ es sich nicht nehmen, den Dauphin an- und auszukleiden.

Der Knabe war wie der Sonnenstrahl, welcher zuweilen noch diese düsteren Gemächer des Temple erhelle. Mit der glücklichen Sorglosigkeit der Kindheit hatte er die Vergangenheit vergessen, dachte nicht an die Zukunft, lebte nur in der Gegenwart, suchte glücklich zu sein, und fand das Glück, wenn es ihm gelang, diesen bleichen, stolzen Lippen der Königin ein Lächeln abzugewinnen, oder von dem König, welcher jetzt sein Lehrmeister geworden war, ein Lob für seinen Fleiß und seine Aufmerksamkeit zu erhalten.

So gingen die Tage einformig, traurig und düster für die königliche Familie dahin. Kein Gruß der Liebe, kein Strahl der Hoffnung drang von außen herein, um die dicken Mauern des alterthümlichen Gebäudes zu erwärmen. Niemand brachte den Gefangenen Kunde von dem, was da draußen geschah. Sie waren zu gut bewacht, als daß irgend einer der Freunde ihnen Nachricht hätte geben können! Und dies war die größte Qual für die königlichen Gefangenen! Keinen Moment, weder Tag noch Nacht, zu haben, wo nicht die Augen ihrer Wächter auf sie gerichtet waren, immer beobachtet, immer belauscht! Die Thüren nach den Vorzimmern immer geöffnet, und in denselben immer drei Municipal-Beamte mit scharfen Blicken, mit düstern Mienen jede Bewegung Derer beobachtend, welche in dem Zimmer sich befanden. Selbst während der Nacht hörte diese Marter nicht auf, und die Königin von Frankreich mußte es sich gefallen lassen, daß die Thüre ihres Schlafzimmers die ganze Nacht über geöffnet blieb, damit die Municipal-Beamten, die auf Lehnstühlen in dem Vorzimmer die Nacht verbrachten, tranken, spielten und rauchten, immer das Bett der Königin beobachteten und sich von ihrer Gegenwart überzeugen könnten.

Selbst während sie sich ankleidete, durften die Thüren des Schlafzimmers der Königin jetzt nicht mehr geschlossen werden; nur ein kleiner Paravant war an dem Fußende des Bettes aufgestellt, und diesen durfte Madame Elisabeth ein wenig vorschieben; so lange,

bis die Königin hinter demselben sich ihrer Kleidung entledigt und sich niedergelegt hatte.

Diese täglich sich erneuernde Qual und Demüthigung, diese Ueberwachung jeder Minute, das war für die Gefangenen des Temple das Schlimmste, was sie zu tragen hatten, und das stolze Herz Marie Antoinette's empörte sich an jedem Tage neu gegen diese Folter. Sie versuchte es wohl, geduldig zu sein, den Jörn, den Schmerz in sich hinunter zu würgen, und mußte ihn doch wieder ausströmen lassen in Thränen, in drohenden Worten, welche jetzt nur noch wie kalte Blitze von den Lippen der Königin niederfielen und nirgends mehr zündeten, nirgends mehr zerschmetterten.

So war der August vergangen, so hatte der September begonnen, traurig, düster, hoffnungslos. Am Morgen des dritten September kam Manuel zu den königlichen Gefangenen, um ihnen zu sagen, daß Paris in großer Aufregung sich befände, daß die Gefangenen deshalb heute nicht, wie sie es sonst um die Mittagszeit zu thun pflegten, sich in den Garten hinabbegeben, sondern ihre Gemächer heute nicht verlassen dürften.

„Wie geht es meiner Freundin, der Prinzessin Lamballe?“ fragte Marie Antoinette, und Manuel ward verlegen, erröthete sogar, und schlug die Augen nieder, als er antwortete, man hätte die Prinzessin heute Morgen nach dem Gefängniß La Force gebracht. Dann, um abzulenken von diesem Gespräch, erzählte Manuel den Gefangenen von den Nachrichten, welche seit einigen Tagen in Paris angelangt waren und welche die Stadt in solche Aufregung und Wuth versetzt hatten.

Die auswärtigen Mächte hatten ein Bündniß gegen Frankreich geschlossen. Der König von Preußen rückte mit einer gewaltigen Heeresmasse heran und stand schon vor Chalons der französischen Armee gegenüber, während der Kaiser von Deutschland gegen den Elsaß marschirte.

Und Marie Antoinette vergaß über der Bedeutsamkeit und Wichtigkeit dieser Nachrichten die Verwirrung und Verlegenheit, die Manuel vorher gezeigt. Sie hoffte wieder, sie fand in ihrem elastischen Geiste an diesen Nachrichten wieder einen Stützpunkt, um sich aufzurichten, um an die Möglichkeit einer Rettung zu glauben.

Was kümmerte es sie, daß sie unter ihrem Fenster wüthendes Geschrei vernahm, daß man brüllte und schrie: „Den Kopf der Oesterreicherin! Gebt uns den Kopf der Oesterreicherin!“

Sie hatte das so oft schon vernommen, es war seit so vielen Tagen der tägliche Refrain gewesen für das traurige Lied des Aufrehrs, welches ganz Paris erfüllte, daß es für Marie Antoinette alle Bedeutung verloren hatte.

Es beunruhigte sie auch gar nicht, daß wie ein dumpfer Donner das laute Wirbeln der Trommeln bald sich nähernd, bald in der Ferne verhallend in den